

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Im Sandturm  
**Autor:** Tritsch, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672585>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gebirgler des Hohen Atlas hatten somit ihre Freiheit endgültig verloren...

\* \* \*

Mit diesem Siege ist auch der eigentliche Zweck der französischen Fremdenlegion, nach einem Jahrhundert fast ununterbrochener Kämpfe in Afrika, Asien, Europa und Mexiko, nun erfüllt, und ihre kriegerischen Operationen können voraussichtlich als abgeschlossen gelten. So ist das erste Mal in der Geschichte der Frem-

denlegion der Fall eingetreten, daß die Legionäre den Sommer 1934 nicht mehr im Kampfe standen, sondern beim Wegebau im Gebirge beschäftigt wurden. Und da in Zukunft Unruhen weder in Marokko noch in anderen, von Frankreich beherrschten Gebieten zu erwarten sind, wird sich wohl die Fremdenlegion aus einer ausgesprochenen Kampfformation in ein Arbeitskorps und eine koloniale Polizeitruppe verwandeln.

### Der tote Soldat.

Auf ferner, fremder Aue,  
Da liegt ein toter Soldat,  
Ein ungezählter, vergeßner,  
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale  
Mit Kreuzen an ihm vorbei;  
Denkt keiner, daß, der da lieget,  
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen  
Viel Frag' und Jammer dort;  
Doch für den armen Soldaten  
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,  
Da sitzt beim Abendrot  
Ein Vater voll banger Ahnung  
Und sagt: „Gewiß, er ist tot.“

Da sitzt eine weinende Mutter  
Und schluchzet laut: „Gott helf'!  
Er hat sich angemeldet:  
Die Uhr blieb stehn um elf!“

Da starrt ein blasses Mädchen  
Hinaus ins Dämmerlicht:  
„Und ist er dahin und gestorben,  
Meinem Herzen stirbt er nicht.“ —

Drei Augenpaare schicken,  
So heiß es ein Herz nur kann,  
Für den armen, toten Soldaten  
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen  
In einem Wölklein auf  
Und trägt es zur fernen Aue  
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Tränen  
Aufs Haupt des Toten als Tau,  
Daß er unbeweinet nicht liege  
Auf ferner, fremder Au.

Joh. Gabriel Seidl.

### Im Sandsturm.

Von Dr. Walter Tritsch.

Vom bösen gelben Sandsturm in der Wüste hatte man uns bereits allerhand erzählt; sogar schon in Europa, vor Antritt unserer Reise, als die Rede ging, daß wir ein Jahr als Gäste in einer der weitabgelegenen, libischen Oasen verbringen sollten, hatten unsere Gastgeber hin und her überlegt, wie das Datum unserer Hinfahrt am besten zu wählen sei, damit wir bestimmt nicht Gefahr liefen, mit einem Chamssin unliebsame Bekanntschaft zu machen. Denn man mußte ja einen guten Teil der Wüste durchqueren, um an unseren Bestimmungsort zu gelangen. Und wenn der Sandsturm kommt, bleibt nichts übrig, als sich einzugraben, falls man dann noch genügend Zeit

dazu findet. Der Sand soll, so sagte man uns, durch alle Poren und Ritzen dringen, soll sehr schmerzhaft sein und zum Beispiel den Motor eines Autos rasch und endgültig zur Fortsetzung der Reise untauglich machen — abgesehen davon, daß man ja im Sandsturm nicht atmen, nicht schauen und nicht fahren kann.

Nun lebten wir schon über ein halbes Jahr in der kleinen Oase, unter stark leuchtendem Himmel, auf stets leuchtendem Sand. Der kleine See und die Palmenufer und die Farm, das weiße Herrenhaus und der tropische Garten gingen unmittelbar in die grellgelbe Unendlichkeit über, die sich tausend Kilometer, Millionen Quadratkilometer weit im Umkreis erstreckte.

Nur eine schwache Hecke aus geflochtenem Schilfgras bezeichnete die Grenze zwischen dem bewässerten Fruchtboden und der Wüste. Die Familie unseres Gastgebers und die Beduinen der Farm und allenfalls durchziehende Karawanen waren die einzigen Menschen, die wir sahen.

Abends, wenn es endlich kühl wurde, und wir nicht auf die Jagd gingen, sondern nur still auf der Terrasse vor dem weißen Hause mit den großen Fenstern saßen, sechzig Meter weit weg von der rissigen grellen Bogenlampe, die brav alles lästige Insektengetier der Tropen von uns fern hielt, erzählte man uns immer wieder Schauer geschichten vom Chamssin, dem bösen Sandsturm der Wüste. „Warten Sie nur, Sie werden ihn auch noch selbst erleben!“ Aber wie angekündigte Revolutionen blieb auch der Chamssin aus. Nie trübte ein Wölkchen den ewig leuchtenden blauen Saharahimmel. Und die täglichen Sonnenauf- und -untergänge waren jedesmal wie neue Offenbarungen Gottes.

Nach etwa einem halben Jahr waren wir an das Leben in dieser Umgebung so gewöhnt, daß unser Gastgeber keine Bedenken mehr trug, uns einen gemeinsam begonnenen Ausflug zum Besuch der Nachbaroase (des Klosters Aflu Makar) allein beenden zu lassen. Nur Saaki, unser junger arabischer Diener, begleitete uns. Wir waren dort im Gespräch und Tagelauf der Mönche gerne bis in den andern Abend geblieben. Der Himmel leuchtete wie immer herrlich und klar, als wir uns auf den Rückweg machten.

Zum erstenmal allein in der Wüste! Aber unsere gestrigen Spuren sind deutlich. Brauche ich mich eigentlich an diese Spuren zu halten? Ich kenne die Richtung, sie ist ja nicht zu verfehlen! Und auf nie berührtem Sand dahinzufahren, allein von Horizont zu Horizont, scheint mir noch viel schöner. Ich weiß genau, die Spuren begleiten mich im Westen, höchstens drei bis vier Kilometer im Westen.

Nach Sonnenuntergang steigen vom Horizont, wie immer, breite, regenbogenfarbene Ringe langsam waagrecht empor. Sie umfassen allmählich den ganzen der Sonne abgekehrten Himmels halbkreis. Auch die Venus ist bereits da und lenkt unsere laufende Fahrt. Hopp! Eine Bodenwelle.

Aber warum bleibt es heute abend so heiß und scheint noch heißer werden zu wollen? Der Wind, an dessen stetes Heulen man sich in der

Wüste bald gewöhnt, weht von Süden. Aber wird nicht der untere rote Rand der Regenbogenringe am Horizont langsam ein wenig gelblich? Fast ziegel- oder gar jetzt ockerfarben? Das wird doch nicht? ... Na, mehr als Vollgas kann man nicht geben, und Wasservorräte und Decken haben wir schlimmstenfalls auch! Natürlich, wenn so etwas kommt, was man sich eigentlich schon lange zu sehen gewünscht hat, dann nur in dem Augenblick, da man es am allerwenigsten brauchen kann. Ich drehe mich zu unserem Saaki um und zeige ihm den Horizont. „Mush 'haruf“ bringt er ängstlich hervor, und das heißt „ich weiß nicht“.

Nun wird es rasch heißer und heißer, wie in einem türkischen Dampfbad. Nur daß es dort feucht ist und hier trocken, unerträglich trocken. Und der Sturm heult. Macht nichts, zwei Drittel des Wegs haben wir schon hinter uns, wir können nicht mehr sehr weit sein. Nein, dieser Durst! Nie habe ich so etwas für möglich gehalten.

Der Horizont ist längst eine einheitliche gelbe Masse, eine dunkle Wand im Osten und Westen ganz gleich. Der Sand zu unseren Füßen beginnt lebendig zu werden und in langen, zunächst noch fast horizontalen Rauchfahnen emporzuwirbeln. Brennt denn die Wüste auf einmal? Fort sind alle Spuren, nicht einmal wir selbst hinterlassen Andeutungen davon. Der Himmel ist nur noch im Zenit ganz frei und leuchtend — immerhin noch genug, daß man sich orientieren kann.

Eigentlich müßten wir doch, nach meinem Kilometerzähler zu urteilen, schon längst da sein? Aber in dem Augenblick, da mir das klar wird, sehe ich auch, daß wir nun so nicht mehr weiter kommen. Der Sand wirbelt uns ins Gesicht, heiß, stechend wie ein dichter Regen von lauter glühenden Nadeln. Wir schlagen die Kleider über den Kopf. Unmöglich, Wasser zu trinken. Der Sand ist überall, Lippe, Zunge, Gaumen scheinen keine Haut mehr zu haben, die ganze Mundhöhle ist auf einmal wie eine einzige plötzlich zusammengebackene, plötzlich getrocknete Gallerte. Das Sprechen fällt schwer.

Wir müssen den Wagen verlassen. Den Motor in dieser Sandluft laufen zu lassen, wäre ohnehin ein Ding der Unmöglichkeit — man wird ihn abschleppen, auseinandernehmen und reinigen müssen. Aber wir können ja überhaupt nur noch ein paar Kilometer von zu Hause entfernt sein. Ich glaube mich auszukennen.

Hundertmal bin ich im letzten Jahr hier herumgegangen. Dort, rechts, drüben!

„Mush 'haruf!“ bringt Saaki ängstlich unter seinem Tuch hervor, und das Weinen sitzt ihm in der Kehle.

Wir müssen ein Stück zu gehen versuchen. Das ist ja gar kein echter Chamssin: der wäre viel stärker, der würde uns schön umblasen. Seht mal, ich kann ja aufrecht stehen. Allerdings nicht lange.

Saaki hat etwas mitgenommen, von den Mönchen, für die Frau seines Freundes Raasi, die sich ein Kind wünscht und mit siebzehn Jahren, o Schande, noch immer keines hat. Der Mann sieht sich schon nach der zweiten Frau um. Aber die Mönche des Koptenklosters brauen und segnen einen Trank gegen solchen Kummer, so eine Art Honig, er soll ein unfehlbares Mittel sein. Von weit her kommen Karawanen, ihn zu holen. Saaki ist sehr stolz, daß ihm die Mönche, als er mit uns kam, gleich einen ganzen Zweipfund-Marmeladeneimer geschenkt haben. Er gäbe eher sein Leben hin, als einen Tropfen aus diesem Eimer zu verlieren. Ihn im Wagen zurücklassen, niemals. Saaki bedeckt den Eimer sorgfältiger als sein Gesicht, damit möglichst wenig Sand hineinkomme.

Wenn der Sturm nur nicht ärger wird! Vom Himmel und auch von den Sternen im Zenith ist nichts mehr zu sehen, und doch müßte heute Vollmond sein. Aber wir sind mitten in der braunen Suppe.

Ich glaube mich auszukennen. Sicher sind wir bei den Ruinen der alten Polizeiwache, kaum eine Wegstunde zu Fuß von unserer Dase. Letzten Sonntag waren wir erst da. Ist's nicht so?

„Mush 'haruf!“ Das klingt womöglich noch kläglich als zuvor.

Wir arbeiten uns kriechend in der nunmehr gewählten und beschlossenen Richtung weiter. Der Sand fängt an, durch die Kleider zu dringen. Das Durstgefühl ist unerträglich. Man kann fast überhaupt nicht mehr sprechen. Wir müssen uns öfter hinlegen. Dabei diese Backofenhitze. Längst verschwunden ist unser Wagen.

Die Tritte hinterlassen keine Spur mehr.

„Siehst du was?“

„Mush 'haruf!“

Wir fangen an, uns weniger sicher zu fühlen, sind müde und werden rasch noch viel müder. Ist die Richtung auch die rechte? Oh, dieser Durst...

Auf einmal steht ein großer, hagerer Beduine vor uns, faßt unsere Hände und macht uns Ehrenbezeugungen. Er hat nichts um den Kopf, scheint für den Chamssin unverwundbar zu sein.

„Nein, in entgegengesetzter Richtung müssen Sie gehen!“ und er führt uns zurück, woher wir gekommen waren, in vollkommener Ruhe. Man muß sich jeden Schritt erkämpfen. Saaki verteidigt heldenmütig seinen Eimer und gibt weiter sein Gesicht den scharfen Nadelstichen preis.

Woher der Mann kommen mag, wie er uns gesehen haben mag? Ist er überhaupt einer aus unserer Dase?

Plötzlich — da, wir sind erst wenige Schritte mit dem Beduinen gegangen — eine Gartentür... unsere Gartentür! Und in zwei Minuten sind wir im Haus, unter der Dusche, bald in anderen Kleidern, und trinken mit unseren Gastgebern, die schon recht besorgt um uns waren und alle Beduinen im Umkreis alarmiert hatten, eisgekühlten moussierenden Sekt. Draußen heult und tobt der Sturm. Die diesjährige Eisalernte der Dase wird wohl daran glauben müssen — und in den Zimmern trotz geschlossenen Fenstern und Fensterläden alles voll Sand!

Nach 24 Stunden flauen die Sandwirbel wieder ab. Die ganze Unendlichkeit wird hell und grell und klar wie immer, als ob es nie anders gewesen wäre.

Da steht unser Wagen kaum dreihundert Meter vom Haus entfernt, zu drei Vierteln vom Sandsturm verschüttet. Wir waren stundenlang, ohne etwas zu sehen, immer im Kreis gekrochen.

Aber jetzt glaube ich wenigstens an den Chamssin.

### Zum Schutz eines Vogelnestes.

(Warnungsblatt an einem Fenster.)

Dieses Fenster öffne keiner,  
Da hier „Honk“, die Amsel, wohnt,  
Deren Nest als brauner kleiner  
Bau auf grünem Laden thront.

Keiner liebt sein Nest gestört,  
Jenes winzig kleine Reich,  
Das ihm einzig zugehört:  
Mensch und Amsel fühlt hier gleich.

Max Geilinger.